

Sonnenlicht

Autor(en): **Fontane, Th.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 16

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sonnenlicht.

Du wirst es nie zu Tücht'gem bringen
Bei deines Grames Träumerei'n,
Die Tränen lassen nichts gelingen,
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wohl Reime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht,
Doch golden Korn und Erntesege
Reißt nur heran bei Sonnenlicht.

Th. Fontane.

Urds Heimkehr.

Erzählung von Selma Lagerlöf.

Früher einmal konnte es so merkwürdig hier auf der Welt zugehen. Da sitzen die Hausleute an einem Winterabend in der Stube beisammen, Frieden im Gemüt. Das Vieh hat sein Futter bekommen, das Bad ist überstanden, eine dünne Strohschicht ist auf den Boden gestreut, die besten Kleider sind angelegt, zwei Talgkerzen brennen auf dem Tisch, und am Tischende sitzt der Vater und liest laut aus Gottes Wort vor.

Während er so von der Anbetung der Hirten und dem Friedensgruß der Engel liest, geht die Tür auf, nicht ganz und gar, sondern nur so weit, daß jemand, der draußen steht, hineinblicken kann, ohne selbst gesehen zu werden. Gleich darauf huscht ein Wesen mit Windeseile in die Wohnstube, zieht die Tür hinter sich zu und legt Hafen und Riegel vor.

Der Bauer, der laut liest, merkt wohl, daß jemand hereingekommen ist, aber unterbricht sich darum nicht im Lesen. Doch die verheiratete Tochter, die neben ihm sitzt, legt ihm erschrocken die Hand auf den Arm. „Vater“, flüstert sie. „Sieh doch, Vater!“ Es spricht solche Vermunderung und Angst aus ihrer Stimme, daß der Lesende verstummt, die Brille abstreift und zur Tür hinsieht.

Es ist eine recht große Hütte, so wie man sie im Norden des Landes zu haben pflegt, wo man mit dem Bauholz nicht zu sparen braucht, und sie ist ganz grau, nicht nur außen, sondern auch innen. Die Leute, die sie bewohnen, sind nicht arm, aber dennoch ist alles grau von Alter und Rauch, Wände, Decke und Boden. Nur die Wanduhr und der hohe Schrank sind mit blauer und brauner Farbe gestrichen.

Als der Bauer den Blick auf die Tür richtet, kann er anfangs nicht unterscheiden, was da hereingekommen ist. Er glaubt nur graue Bretter und Klöße zu sehen.

Wieder wendet er sich der verheirateten Tochter zu. Die Spannung ist nicht aus ihrem Gesicht gewichen, und ihre Augen starren noch immer unverwandt auf die Tür.

„Am Türpfosten“, flüstert sie, um dem Vater zu Hilfe zu kommen, und nun sieht er, daß am Türpfosten etwas Graues und Verdorrtes steht, etwas, das wie der Stumpf eines vom Wind entlaubten Baumes aussieht.

Er kann nicht flug daraus werden. Dieser Stumpf ist mit Birkenrinde und Fellstücken bedeckt, und darunter sieht er ein paar Füße hervorlugen. Sie sind nur notdürftig von einem Paar schadhafter Kindenschuhe verhüllt, und der Bauer sieht, daß es Menschenfüße sind, doch so ausgemergelt, daß die Zehen auseinanderzufallen scheinen.

Plötzlich weiß der Bauer, warum er nicht ausfindig machen konnte, was er da vor sich sieht. Das Wesen, das an der Tür steht, hat langes graues Haar, und die ganze Haarmasse ist nach vorn über das Gesicht geworfen. Eine Hand, die ebenso ausgemergelt und fleischlos ist wie der Fuß, hebt das Haar auf der einen Seite hoch, und ein Auge starrt darunter hervor, so wie ein wildes Tier aus seiner Höhle starrt.

„Das ist ein Weibsbild“, denkt der Bauer, als er das lange Haar sieht. „Sie hat wohl im Walde mit einem Geächteten gelebt, darum hat sie Kleider aus Birkenrinde und Fellen an. Aber warum hat Magnhild solche Angst vor ihr? Wer so klein und schwach ist, kann doch keinen Schaden anstiften. Vielleicht glaubt Magnhild, daß es eine Hexe ist.“

Er wendet sich der verheirateten Tochter zu, um ihr einen beruhigenden Blick zuzuwenden. Sie hat sich halb von der Bank erhoben. Die Augen sind wie festgenietet an jenes Geschöpf dort unten am Türpfosten.

Der Bauer kann nicht verstehen, was in sie gefahren ist. Magnhild pflegt sich sonst weder vor Bären noch vor Kobolden zu fürchten. Er sieht sich um. Alle in der Stube haben nun den Blick auf die Tür gerichtet. Da ist der Sohn. Noch ein Knabe, eben erst fünfzehn geworden. Sicherlich hat er noch nie jemand so Wunderlichen gesehen. Er scheint drauf und dran, in